

Nr. 102. Bromberg, den 24. Mai 1927.

Grit und die Drei.

Roman von Curt Seibert.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Was sollen wir tun?“ fragte sie schließlich.

„Sehr einfach, du gehst jetzt zu Bett, und ich werde dich bewachen. Morgen früh kommt Orion, dann werden wir den Kerl verhaften lassen.“

„Und du glaubst nicht, daß er heute nacht noch mal den Versuch machen wird, zurückzukommen?“

„Ausgeschlossen“, sagte er so überzeugend, daß er beinahe selbst daran glaubte. „Dumm nur, daß ich dem Jungen nicht Bescheid sagen kann, aber er wird wohl von selbst nach Hause fahren.“

„Welcher Junge?“

Und er erzählte ihr von dem Wagen, der ihn hergebracht und der nun draußen wartete, um sie beide zum letzten Zug zu fahren. Sie lächelte.

„Du Guter, aber morgen früh fahre ich mit dir zurück, ganz bestimmt . . .“

Plötzlich schlug sie sich an die Stirn.

„Nein, so was, jetzt fällt mir ja erst ein, daß du überhaupt hier bist. Du solltest doch in der Stadt sein, bist du nicht mit dem Doktor gefahren?“

„Nein, ich wollte bei dir bleiben, ich ahnte, daß dir Gefahr drohen würde. Aber komm, wir wollen hineingehen, damit du dich hinlegen kannst.“

Als sie sich auszog, während er im Nebenzimmer wartete, bemerkte sie das zertrümmerte Fenster, und sie hing eine Decke daran, damit sie etwas die kalte Nachtluft abhalte. Dann warf sie noch ein paar Scheite Holz und einige Kohlen in den großen Kachelofen, der eine mollige Wärme verbreitete und die fensterliche Kühle wohl erfolgreich würde bekämpfen können.

„Warum bist du überhaupt durchs Fenster gekommen?“ rief sie hinüber.

„Weil er die Tür abgeschlossen hatte“, sagte Bert.

„Ach nein, das hatte ich nicht mal bemerkt.“

„Darf ich reinkommen?“

„Ja, jetzt.“

Er knipste das Licht aus, setzte sich an ihr Bett und hielt ihre Hand fest in der seinen, während sie einschlief und traumlos ruhte. Als sie in der Frühe des nächsten Morgens erwachte, lag sein Kopf auf der Bettdecke, auch er hatte dem Schlaf nicht zu widerstehen vermocht.

*

Als Orion auf dem Gute eintraf, fragte er eine Magd, die ihm entgegenkam, sofort nach dem Inspektor. Aber der sei nicht zu finden, hieß es, in seiner Stube sei er nicht, im Bett sei er nicht gewesen, habe auch niemandem mitgeteilt, wohin er gehen werde. Vielleicht sei er auf dem Felde irgendwo.

„Ist gut“, sagte Orion, „er wird schon wiederkommen.“

Und er ging ins Haus.

Ein Mädchen kam und brachte ihm Frühstück aus der Küche, wie sie es in den letzten Tagen gewohnt war.

„Sagen Sie, mein Kind, würden Sie Fräulein Grit einmal rufen?“

„Aber gern, Herr Doktor.“

Nach einigen Minuten kam sie wieder.

„Das Fräulein kommt gleich, sie war noch nicht aufgestanden.“

Er mußte aber noch zwanzig Minuten warten, ehe Grit und hinter ihr Bert Alcolm erschienen. Orion machte große Augen.

„Deshalb haben Sie wohl den Zug versäumt?“ fragte er nicht eben freundlich.

„Ich konnte nicht mitfahren, lieber Freund, ich mußte meine Braut schützen.“

„Vor wem?“

„Vor dieser Bestie, diesem Inspektor“, rief Grit.

„Ehrngruber?“ rief Orion.

„Natürlich, wer sonst?“

„Seltsam, ich wollte ihn gerade verhaften. Aber bitte, erzählen Sie ruhig, was sich zugetragen hat, während ich in der Stadt war und dort feststellte, daß . . . aber, das hat ja Zeit.“

Grit und Bert berichteten überstürzt, aufgeregt, eilig und mit ungeheurem Wortschwall ihr Abenteuer mit dem Inspektor, wobei sie nicht genug seinen Mut und sein heldenhaftes Benehmen diesem Menschen gegenüber loben konnte.

„Also, kurz und gut, Ehrngruber wollte sich an Ihnen vergreifen, er wurde vertrieben und befindet sich nun wo?“

„Ja, wie sollen wir denn das wissen?“

„Haben Sie ihn denn nicht verfolgen lassen?“

„Verfolgen?“ sagte Grit fast empört, „wir waren froh, als wir ihn los waren.“

„Ja, dann müssen wir sehen, daß wir das nachholen. Aber zuerst müssen Sie einmal frühstücken, Sie haben sicher keine angenehme Nacht hinter sich?“

Grit lief in die Küche, um selbst alles zu besorgen. Unterdessen hatten die beiden Herren genügend Zeit, sich über einiges zu unterhalten.

„Sie sagten vorhin etwas von einer Entdeckung, die Sie in der Stadt gemacht hätten?“ fragte Bert.

„Ja, ich habe Ihnen einiges mitzuteilen. Zuerst einmal, daß der alte Herr Amberg gestorben ist.“

„Ach nein, das tut mir leid. Man hat ihn also gefunden?“

„Er ist von selbst wiedergekommen, nachdem er seine Schuld gesühnt hatte.“

„Schuld? Was hatte er getan?“

„Er bezahlte die dreißigtausend Mark an Malkentin zurück.“

„Der alte Amberg hat das Geld eingezahlt? Aber, das ist doch kaum möglich! Und zurück, sagen Sie, wieso zurück?“

„Nun, weil er's gestohlen hatte“, sagte Orion so ruhig, als ob es sich um etwas Alltägliches handelte.

Bert blieb einen Augenblick ganz still sitzen, alles hatte er erwartet, auf alles war er gefaßt gewesen, nur auf das nicht.

Der alte Amberg tot, der alte Amberg ein Dieb, blitzartig schossen ihm hundert Bilder durch den Kopf, wie er damals zu ihm gekommen war, um ihm eine Stellung in seinem Hause anzubieten, wie Rita immer behauptet hatte, der Vater habe die erste Anregung gegeben, ihn zu engagieren, wie der alte Herr in letzter Zeit Tag für Tag an die Kasse gegangen war, um Geld abzugeben, über das alles dachte er rasch nach . . .

„Es ist nicht alles so sonderbar, wie es scheint“, meinte Orion, „und Sie werden sich noch an manches im Leben gewöhnen müssen. Dieser Amberg zum Beispiel ist doch ganz logisch vorgegangen, das muß man ihm lassen. Er hatte an dem Morgen, als Sie das Geld holen sollten, gerade auf der

Bank zu tun gehabt. Es ist festgestellt, daß jemand durch den Kassenraum rief: In zehn Minuten kommt Herr Alcolm von den Makkentin Werken, um dreißigtausend Mark zu holen. Das hörte Amberg, und er wartete. Sie kamen, holten das Geld, stiegen in Ihren Wagen, Amberg in den seinen, und so fuhr er hinter Ihnen her. Bis an den Platz, wo Sie halten mußten, das war doch sehr logisch gedacht? Nicht wahr? Wann könnte man im Auto mal durch die Stadt fahren, ohne irgendwo halten zu müssen? Er stieg aus, ging von hinten an Ihren Wagen heran, und als Sie sich ein wenig erhoben, um die Mittagszeitung zu erstehen, griff er unter Ihren Sitz und raubte schnell die Tasche. War das nicht fein gemacht?"

„Aber, erlauben Sie mal, das ist doch Diebstahl", wagte Bert einzuwerfen.

„Natürlich, was sonst? Ich spreche ja hier nicht als Moralist oder Polizeibeamter, sondern als Detektiv, der sich für fein gedrehte Dinge interessiert. Später benahm er sich nicht weniger korrekt und dachte logisch weiter. Die Firma Makkentin war nicht sehr geschädigt durch den Verlust der Summe, wohl aber Sie. Also mußte er sehen, Sie zu unterstützen, und wie konnte das besser und unauffälliger geschehen, als wenn er Ihnen eine Stellung in seinem Betrieb anbot?"

„Na also. Dann aber kam doch das böse Gewissen und raubte ihm jegliche Kraft und Vernunft. Ich habe festgestellt, daß der alte Amberg von der Stunde an, in der er mit den gestohlenen dreißigtausend Mark sich sanieren wollte, immer schlechtere Geschäfte machte, stimmt das?"

„Nicht ganz, lieber Doktor, ich weiß ja ungefähr Bescheid. Wir hätten ganz gute Geschäfte machen können, aber Herr Amberg war gar nicht mehr fähig, größere Transaktionen vorzunehmen. Er sträubte sich gegen alles, was nicht todsicher war, und was ist schließlich an Bank und Börse todsicher?"

„Nun sehen Sie, er hatte also die Sicherheit verloren, er sah wohl ein, daß er Unrecht getan, sah auch ein, daß ihm diese Summe nichts nützen konnte, und so beschloß er, wenigstens gut zu machen, was noch gut zu machen war. Ihnen konnte er keine Stellung mehr verschaffen, aber vielleicht hoffte er, Makkentin würde Sie wiedernehmen, wenn das Geld wieder da war. Und so entnahm er seinem Geschäft, das er dadurch ruinierte, die nötigen Summen, bis er tatsächlich die dreißig Mille beisammen hatte. Und dann ging er hin und zahlte sie ein."

„Aber Sie sagten, er sei gestorben."

„Das kam rasch hinterher. Unfähig, weiterzuleben, schleppte er sich eine Nacht lang in den Straßen und Parks der Stadt umher. Wer weiß, wo er gewesen ist? Egal auch, jedenfalls kam er am anderen Mittag wieder nach Hause, legte sich mit einer furchtbaren Lungenentzündung hin und starb."

Bert nickte leise.

„Und — seine — Tochter?" fragte er dann.

„Hat die Stadt verlassen, geht zu Verwandten ins Ausland. Ich sprach sie noch, sie war groß in ihrem Schmerz und trug mir auf, Sie ein letztes Mal zu grüßen, was ich nicht versäumen möchte, auszurichten."

Die Tür sprang auf und Grit kam herein, ein großes Tablett auf der Hand, lachend und froh. Sie hatte die Schrecken der Nacht vergessen, fühlte sich geborgen, da sie zwei Männer bei sich wußte, die sie schützen würden. Außerdem hatte sie schrecklichen Hunger, und das ging momentan vor.

„Kommen Sie, Doktor", rief sie, „nehmen Sie mir etwas ab. Sie müssen auch noch mal mittrinken, wenn Sie auch schon gefrühstückt haben."

„Ausgeschlossen, gnädiges Fräulein, ich bin vollkommen gesättigt."

„Wenn ich Ihnen aber noch ein halbes Brötchen zurecht mache?"

„Ein halbes, aber nicht mehr."

Bert wird ja etwas mehr verschlingen, schätze ich."

„Kunststück", sagte der, „ich habe ja auch seit gestern mittag nichts in den Magen bekommen."

Als sie aßen und Grit für alle drei die frischen Brötchen mit Butter und Wurst belegte, meinte sie auf einmal:

„Eins verstehe ich nicht von Ihnen."

„Was denn?"

„Sie sind doch schließlich Detektiv und mit der Sache Eggebrecht beauftragt. Daß Sie sich um den Mörder gar nicht mehr kümmern, ist mir ganz unverständlich, daß Sie aber jetzt diesen Inspektor einen derartigen Vorsprung gewinnen lassen, finde ich direkt ungeschickt. Der Mann wird Ihnen durch die Lappen gehen, passen Sie auf."

Orion lachte dröhnend.

„Sie haben mir ja gehörig die Leviten gelesen, aber beruhigen Sie sich, ehe eine Stunde vergeht, wissen Sie, wer der Mörder war. Und dieser sowohl, als auch Ehrngruber wird keinen Vorsprung gewinnen, verlassen Sie sich drauf."

Man erhob sich, und Orion schlug vor, einmal die Lokalitäten anzusehen, die gestern abend der Schauplatz von Ehrngrubers Attentat gewesen waren. Während sie hinausgingen und in den Hof hinuntertraten, meinte Bert:

„Jetzt fällt mir aber auch etwas auf, Doktor, Sie sagten doch, daß Sie Ehrngruber hätten verhaften wollen, als Sie herkamen."

„Ja, das sagte ich, aber es entsprach nicht der Wahrheit."

„Sie wollten ihn nicht verhaften?"

„Ich hätte es getan, wenn's noch nötig gewesen wäre, aber es ist nicht mehr nötig."

„Das verstehe ich nicht."

Orion gab keine Antwort. Er untersuchte das zertrümmerte Fenster, fand aber nichts. Ging dann zum Tor, wo im Pfosten der Schuß saß. Er nahm ein Messer und schabte an dem Holz herum, wohl fünf Minuten, dann hielt er die Kugel in der Hand. Er betrachtete sie, nickte und steckte sie in die Tasche. Er winkte einen Knecht heran.

„Lassen Sie, bitte, einen Wagen anspannen."

„Einen Wagen? Wofür?"

„Na, wollen Sie noch hier bleiben? Ich gedenke in die Stadt zu fahren", sagte Orion.

„Und Ehrngruber? Und der Mörder des Herrn von Eggebrecht?" fragten beide, wie aus einem Munde.

„Ich erkläre Ihnen nachher, aber erst wollen wir abfahren."

„Verstehst du, was er will?" fragte Grit.

„Keinen Schimmer", sagte Bert und half die Koffer auf den Wagen heben.

(Schluß folgt.

Luxor und die Totenstadt Theben.

Von Dr. Fr. Schmalz, Frankfurt.

Neben den ragenden Tempeln, die zur Ehre der Götter errichtet waren, geben die Grabdenkmäler, die zahlreich den ägyptischen Boden bedecken, am besten Zeugnis der außerordentlich hochstehenden altägyptischen Kultur und Kunst.

Es ist abends 10 Uhr. Ein schriller Pfiff, und der weiße Zug, der den Reisenden in zwölfstündiger Fahrt nach Luxor bringt, gleitet hinaus in die sterndurchfunkelte Nacht, in das von Mondlicht überflutete heilige Stromland. Gegen Morgen ließ ein wundervoller Sonnenaufgang das ganze Land in seiner eigenartigen Schönheit erstrahlen. Zur Rechten, nach Westen zu, sah ich hinter dem schmalen Gürtel Kulturland die steil abfallenden Felsenränder der Lybischen Wüste. Wir mußten also schon ziemlich nahe unserem Reiseziel sein. Am Bahnhof von Luxor empfing mich der Dragoman des Luxor-Winter-Palace-Hotel und geleitete mich dorthin.

Nachdem die Hitze des Tages sich etwas gelegt hatte, besuchte ich dann gegen 6 Uhr abends den Luxortempel, der mit seiner Hauptfront auf den Nil blickt. Mächtige Säulen, geschmückt mit Lotosknospenkapitellen, umschließen einen großen Tempelraum. Hart heben sich die Schäfte in ihrem leuchtenden Weiß vom blauen Himmel ab. Hieroglyphen und Bilder ranken sich um die Schäfte, klettern über Kapitelle und umziehen die Basis. Zwei mächtige Steinfiguren, in etwa zehnfacher Lebensgröße Ramses II., den Erbauer des Tempels, darstellend, stehen wie Wächter vor dem nördlichen Eingang zum Tempel. Die Rechte umschließt das Henkelkreuz, ein symbolisches Zeichen, mit dem die Pharaonen die Pforte zum Jenseits durchschritten.

Dicht oberhalb des Tempels, aufgebaut auf dem Schutt der Ausgrabung, erstrahlt im blendenden Licht der Sonne das weißgetünchte Minarett einer kleinen Moschee, eine seltsame Vereinigung altägyptischer und arabischer Kultur.

Weit mächtiger aber noch als der Luxortempel wirkt der große Amontempel von Karnack. Welche imposante Vollkommenheit der Formen liegt in diesen Kolossen von Steinsäulen. Wenn man sich vorstellt, daß sie mit warmen, leuchtenden Farben bemalt waren, daß die eingerissenen Hieroglyphen und Bilder mit feinstem Golddraht ausgelegt wurden, so kann man ermessen, welch' märchenhafte Pracht einst hier geherrscht haben mußte. Magisch wirken diese Hallen, wenn die Sonne sinkt und die mächtigen Schäfte der Säulen, in der unteren Hälfte in tiefes Blauviolett getaucht, schwere Schatten werfen und die Kapitelle und die Spitzen der Obelisken in rötlichem Scheine erglühen.

Neben diesen Tempeln, die zur Ehre der Götter errichtet waren, bilden die im Westen des Nils liegenden Grabdenkmäler die beredtesten Zeugen ägyptischer Kultur und Kunst. Ihnen gilt mein Besuch am folgenden Morgen. Auf einem Boote überquere ich mit meinem Dragoman den Nil, über dessen heiligen Wassern noch die Nebelschleier wallen. Am anderen Ufer erwarten uns bereits die Eseltreiber mit kräftigen Grautieren, und auf ihren Rücken

geht es gen Westen zum Rand der Lybischen Wüste. Nachdem wir Maisfelder und Baumwollpflanzungen durchquert haben, deren üppiges saftiges Grün in scharfem Gegensatz steht zu dem Gelb des von der Sonne erhitzten Wüstenstaubes, sehen wir plötzlich die Memnonkolosse, mächtige Riesenstatuen des Königs Amenophis III., emporragen. Sie sind das einzige, was von seinem Tempel übrig geblieben ist. Wir kommen immer näher dem Totenfeld, das übersät ist mit Tempelruinen, Resten von Statuen und Bildern. Vor einer Felswand erhebt sich der Tempel von Der-el-Bahari, das Heiligtum der Hatschepsut, eine in mehreren Stockwerken übereinander liegende säulengetragene Tempelanlage. Vom kristallklaren Himmel hebt sich die Spitze des Hornes ab, die höchste Erhebung der thebanischen Felshügel. Während die Herrscher des alten Reiches künstlich Pyramiden über ihre Mumien türmten, bietet hier die Natur eine einzige Riesenpyramide mit Hunderten von Grabkammern.

Sandiger werden die Wege, je tiefer wir in die Zone des Schweigens kommen. Die bereits zum Zenit emporgestiegene Sonne schleudert ihre Strahlenspeere gegen die rot und gelb aufflammenden Felsen. Hier suchten Ägyptens größte Könige ihre Ruhe, aber ihr Streben war vergebens, denn schon in vergangenen Jahrhunderten wurden sie aufgestöbert, und als in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Wissenschaft hier vordrang, hat man sie vollends pietätloserweise aus den Gräbern herausgenommen und als Schaustück dem großen Museum in Kairo einverleibt.

Die Grabkammern sind in den gewachsenen Felsen eingehauen, und die so entstehenden Kalkwände bildeten ein hervorragend gutes Material für die entzückenden Bilder und Inschriften, die die Wände und Säulen bedecken. Teils sind es Kapitel aus dem Totenbuch, die hier wiedergegeben sind, teils handelt es sich um farbige Darstellungen von ganz ungewöhnlichem Effekt aus dem Leben des hier Bestatteten oder um bildliche Wiedergabe der Vorstellungen, die sich die alten Ägypter van dem Leben im Jenseits machten. —

Spät am Nachmittag, beladen mit einer Fülle eigenartigster Gedanken, kehrte ich wieder nach Luxor zurück. Hinter mir lag Bibanel-Muluk, das Tal der Könige, die Nekropole von Theben, und vor mir sah ich das Dach des Winter-Palace-Hotels zwischen den Palmen erglänzen, wo geschäftige Kellner sich bemühten, die Räume für Diner und Tanz herzurichten.

Die Eiche von Zarevez.

Volksüberlieferung von Angel Karalitschef.
(Autorisierte Übersetzung aus dem Bulgarischen von Th. Blank-Sofia.)

Wer nicht in Tirnovo gewesen und nach Zarevez gegangen ist, der kennt nicht die große Eiche, die ihre mächtigen Zweige über die Ruinen der alten Paläste und Türme streckt. Von der großen unerschütterlichen Feste der bulgarischen Zaren sind jetzt nur halb verfallene Mauern und verstreute Steine geblieben, auf denen sich zur Sommerzeit grüne Eidechsen sonnen. Niemand denkt an den Ruhm der verflossenen Jahrhunderte. Und wenn des Abends ein warmes Lüftchen weht, so rauscht nur die alte Eiche und erzählt also:

Auf schwarzen Pferden, mit weißen Turbanen und krummen Säbeln brausten die Türken ins bulgarische Land und erschienen vor dem eisernen Tore von Hissara. Den Schlüssel zu unserem Reiche begehrten sie. Doch der Zar Schischman gab ihn nicht her. Da entspann sich ein scharfer Kampf. Drei Tage stürmten die Türken voll Wut gegen die trotzende Burg, aber sie wurden verjagt durch die Handvoll Verteidiger, die kaum Zeit hatten, aufzuatmen oder einen Bissen Brot zu essen. Und in der dritten Nacht, als ein Verräter vom Balduinsturm mit den Schlüsseln hinabsprang und zum türkischen Lager lief, um unseren Zaren zu verraten, da erschien Zar Schischman ein Engel Gottes und sprach zu ihm:

„Entflieh nach Süden! Dort wirst du deine treuesten Mannen finden."

Auf der Höhe von Zarevez loderte ein großes Feuer. Daneben lagen, den Schild zur Seite, in Panzer gehüllt, das Schwert in der Faust, die müden Soldaten und schliefen. Es war eine finstere Nacht. Kein Stern stand am Himmel.

Zar Schischman schritt durch die Schlafenden, trat zum Feuer, nahm ein brennendes Holzscheit und hob es empor. Eine rotgelbe Flamme beleuchtete die Gesichter der Krieger. Heller glänzten ihre Panzer und Schilde. Zar Schischmans Augen suchten im Dunkel des Himmels Gott. Seine Lippen flüsterten:

„Höre mich! Wenn es dein Wille ist, daß wir verderben, so geschehe dein Wille! Doch in diesem Scheite liege der Same meines Volkes. Wenn es einst junge Triebe ausstrecken wird, dann möge Freiheit über mein Land strahlen!"

Er pflanzte das brennende Scheit in die Erde, blickte schmerzlich auf Burg und Krieger, die er für immer verlassen mußte, und stieg mit festen Schritten zum eisernen Tore hinab.

Am anderen Tage, als es dämmerte, war Zarevez ohne Zar, und die Schlüssel der Burg ruhten in den Händen des türkischen Pascha.

Brennend und mordend drangen die Eroberer ein. Von den herrlichen Palästen, von der trotzenden Feste und den steinernen Türmen blieb kein Stein auf dem anderen.

Sie suchten nach Zar Schischman und sandten die verwegensten ihrer Reiter hinter ihm her gen Arbanassi, wo ihn zwei Wanderer auf einem Schimmel hatten davonreiten sehen.

Am Morgen gelangte der Zar zu einem Garten, darinnen, tief zur Erde gebückt, ein Gärtner Melonen säte.

„Was säst du, Alter?" fragte der Zar.

„Melonen."

„Gott gebe", rief der Zar, „daß bis zum Mittag die Schößlinge Früchte treiben und am Abend die Melonen reif sind."

Gegen Abend kam die Schar der türkischen Häscher am Garten vorbei. Einer fragte den Alten:

„Ist Euer Zar hier vorübergekommen!"

„Ja."

„Wann?"

„Vor langer Zeit, mein Sohn, als ich die Melonen säte."

Der Alte pflückte eine Melone ab, schnitt sie auf und reichte sie den Verfolgern. Sie aßen und ritten wieder zurück, woher sie gekommen waren . . ."

Noch steht über den Ruinen von Zarevez die mächtige Eiche, die an jenem Tage aus dem Scheite sproßte, als der bulgarische Zar sein Pferd an der Donau tränkte. Ein Sturm hat einen ihrer starken Äste abgebrochen, und in der Tiefe unter den Mauern der Feste fließt rauschend und singend die Jantra dahin.

Der Flieder.

Plauderei von Bertha Witt.

Schwerlich wird man sich heute den duftenden, reichblühenden Fliederbusch noch fortdenken können aus der Blumenpracht unseres Frühlings. Und doch ist es noch nicht allzu lange her, seit diese schöne Pflanze fremder Zonen bei uns heimisch wurde. Der Gesandte Kaiser Ferdinands I. am Hofe des Sultans, Ghislenius Busbequins, brachte 1560 das erste Fliederbäumchen aus der Türkei nach Wien, und von diesem ersten Exemplar und dessen Abkömmlingen verbreitete sich zunächst die weitere Fliederkultur in Europa. Deutsche Gartenliebhaberei, die gerade um jene Zeit sich überall mächtig regte und so viele fremde Gewächse und Blumen, oft unter großen Opfern, bei uns heimisch machte, nahm mit Freuden auch diesen Strauch auf, der sich überdies für seine Pflege rasch dankbar erwies und weder viel Mühe noch ein besonderes Klima beanspruchte. Dabei war der Flieder durchaus als Zierpflanze zu betrachten, so daß damit jede Gartenliebhaberei einen Zug von Idealismus gewinnt. Der Flieder warf an sich nicht den mindesten Nutzen ab, wie sonst alle Pflanzen, die Garten, Feld und Flur hervorbrachten und die in Küche und Apotheke meist eine recht vielseitige Rolle spielten. Dieser Mangel jeder materiellen Verwendungsmöglichkeiten der schönen Zierpflanze beweist aber zugleich, wie jung sie in der europäischen Kultur noch war und daß sie den alten klassischen Völkern, auf deren Arzneiwissenschaft man stets zurückgriff, ganz unbekannt gewesen sein muß.

Die Heimat des Flieders ist das ferne Vorderasien, also ein entlegenes und in früheren Jahrhunderten nur schwer erreichbares Gebiet. Um dieselbe Zeit, wie der deutsche Gesandte beim Sultan, dürften auch die spanischen Indienfahrer den fremden Blütenstrauch mit heimgebracht haben, denn man unterschied später türkischen und spanischen Flieder als die beiden Hauptarten. Der türkische war zart-violett und hieß daher auch Lila (Lilach) nach dem türkischen „lilas", während der spanische lichtblau war. Diese Farbentönungen scheinen schon die Ergebnisse der Verpflanzung und fremden Kultur gewesen zu sein, denn den weißen Flieder betrachtete man als die einfachere Ursprungsart und nannte ihn Syringa vulgaris (gewöhnlicher Flieder). Der in Deutschland früher meistgebrauchte Name Syringe, Syringsbaum ist griechischer Herkunft und bedeutet soviel wie Röhrchen:

die ausgewachsenen Fliederäste sind nach Entfernung des Markes ja kleine Röhren, die man früher tatsächlich als solche zu Spritzen zu verwenden pflegte. Da diese Röhrenzweige noch mehr dem deutschen Flieder (Holunder) eigen sind, so mag sich aus diesem Grunde die Bezeichnung Flieder auf die Syringe übertragen haben.

Nicht lange, nachdem er nach Wien gekommen war, muß sich der schöne Frühlingsbusch über ganz Europa verbreitet haben, denn schon im 17. Jahrhundert bezeichnen ihn die Botaniker als einen weitverbreiteten Strauch. Auch ergab sich bald, wenn auch wohl mehr durch Zufall, eine Menge neuer Abarten in Farbe, Duft und Größe der Blüten. So entwickelte sich in einem Privatgarten in Luxemburg der „gefüllte" Flieder, den dann ein französischer Gärtner erwarb, in Kultur nahm und im Handel verbreitete. Eine Dame des ungarischen Adels, Freifrau von Josika, gewann auf ihrem Besitz in Siebenbürgen, auch wohl mehr durch Zufall, den dunkel-violetten Flieder mit den langen, kräftigen Blüten, der nach ihr den Namen Josika-Flieder bekam. Dann zog man durch Kreuzung den reich blühenden, aber schwach duftenden sogenannten chinesischen Flieder. Weiter gibt es einen zarten, frühblühenden Strauch, und einen spätblühenden Julíflieder; der frühe stammt aus Persien (Persischer), der spätere, sogenannte Emodi-Flieder, aus dem Distrikt Emodi im Himalaja-Gebirge. In höher gelegenen Gegenden, etwa im Harz, trifft man noch spät im Juli diesen dunklen Spätflieder, der sich offenbar in dieser rauheren Höhenluft besonders wohlfühlt. Die heutige fortgeschrittene gärtnerische Kunst liefert uns den zarten Treibhausflieder jetzt schon gleich mit dem neuen Jahr. Ein Pariser Gärtner entdeckte 1850 durch Zufall diese Kunst, den Flieder schon frühzeitig zum Blühen zu bringen, und zwar durch Einwirkung von Ätherdämpfen oder durch Bäder in warmem Wasser. Am Flieder lernte man es zuerst, diesen frühen Blumenflor künstlich hervorzurufen.

Ein „Affenmensch".

Durch grausame Behandlung vertiert.

Seit einigen Tagen erregt in Budapester wissenschaftlichen Kreisen ein unglückliches, affenähnliches Wesen großes Aufsehen. Vor 34 Jahren wurde einem ungarischen Landmann namens Kesai ein Sohn geboren, der wenig Ähnlichkeit mit einem menschlichen Wesen hatte. Der Kopf saß ihm tief im Nacken, die Arme waren ungewöhnlich lang, die Knie gebogen, und der ganze Körper mit Haaren bedeckt. Als das Kind fünf Jahre zählte, konnte es weder sprechen noch ordentlich gehen; seine Eltern fuhren damals mit ihm nach Budapest, um einen Arzt zu konsultieren. Der Arzt war erstaunt über die Mißgeburt und sagte den Eltern, das Kind habe tierische Instinkte. Diesen Ausspruch faßte der Vater — ein einfacher Bauer — so auf, daß sein Kind gar kein menschliches Wesen, sondern ein Tier sei. Er schämte sich, Vater eines Tieres zu sein, und, um den Knaben möglichst vor den Blicken der neugierigen Nachbarn zu verbergen, sperrte er ihn in einen Stall und

legte ihn an eine lange Kette.

In Gesellschaft zweier Pferde und zweier Kühe, in einem Stall, verbrachte der Unglückselige 29 Jahre, bis er sich vor kurzem durch einen Zufall frei machte und ins Nachbardorf lief.

Dort erregte er eine wahre Panik, als er plötzlich erschien, mit affenartigen Gebärden sich in einen Laden stürzte, ein Pfund Speck ergriff, damit auf einen Baum flüchtete und seine Beute grinsend verzehrte. Mit großer Mühe wurde er von der Gendarmerie eingefangen, und man leitete sofort eine Untersuchung ein. Der Affenmensch wurde nach Budapest gebracht, wo er jetzt in einer Klinik sich unter ärztlicher Beobachtung befindet. Das unheimliche Wesen zeigt keinerlei menschliche Regungen; es sitzt meistens zusammengekauert auf einem Fleck, mit lauernden Augen,

verschlingt alles, was ihm vorgelegt wird,

fletscht manchmal die Zähne und wehrt sich verzweifelt, wenn man ihm Kleider überziehen will. Obwohl es gründlich gereinigt und auch das seinen Körper bedeckende Haar entfernt worden ist, macht es doch viel mehr den Eindruck eines menschenähnlichen Affen wie eines Menschen.

Die ärztliche Untersuchung wird nun entscheiden, mit welchem Phänomen man es zu tun hat und ob es möglich ist, den Unglücklichen in irgendeiner Heilanstalt unterzubringen.

Wie kommt es . . .

„Wie kommt es — daß in Gedichten immer Raum in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar ist — und in Wirklichkeit meine Frau immer behauptet, man könne sich in unserer 6-Zimmerwohnung nicht mal herumdrehen?"

*

„Wie kommt es — daß zwar jede Köchin bei ihrem Regierungsantritt erklärt, sie könne perfekt kochen — aber daß dies perfekte Essen dann keiner essen kann?"

*

„Wie kommt es — daß, je weniger Stoff für eine Toilette gebraucht wird, desto höher der Preis sich stellt?"

*

„Wie kommt es — daß, obgleich die ganze weite Gotteswelt Gemeingut der Menschheit ist, dennoch jede schöne Aussicht in die Hotelrechnung mit einkalkuliert wird?"

*

„Wie kommt es — daß die Frauen mit ihrem kurzen Haar sich zehnmal mehr beschäftigen, als ehemals mit ihrem langen Haar?"

J. Adams.



Bunte Chronik



* **Rosegger und der Tango.** Der Charleston, auch „Totengerippe-Klapperbeintanz" genannt, wird noch von der neuesten Tanzerrungenschaft, dem Black Bottom an unschönen Zappelbewegungen übertroffen. Tango ist dagegen schon sanfte Unschuld! Und doch erweckte schon dieser Tanz damals Opposition. 1914 ließ sich Peter Rosegger in folgender Betrachtung über den Tango aus: „Ich kenne dieses neue Glück nicht, das aus irgendeinem Himmel auf uns herabgefallen ist. Der Tango! Man hörte viel von ihm und ich halte ihn, offen gestanden, für nichts anderes als für eine der ansteckenden Modekrankheiten, wie sie immer auftauchen, um gewöhnlich in kurzer Zeit wieder zu verschwinden. Schwache Naturen werden von solchen oft recht widerlichen Seuchen befallen, bekommen Fieber und treiben im Delirium oft die unglaublichsten Geschmacklosigkeiten, deren sie sich selbst schämen, wenn der Anfall vorüber ist. Bei andern bleibt bisweilen ein chronischer Zustand von Verblödung oder Entartung zurück, die gemeingefährlich werden kann. Falls der Tango eine Seuche dieser Art sein sollte, schlage ich vor, Quarantäne zu errichten. Wer vom Tango befallen wurde, der darf ein halbes Jahr lang nicht in anständige Gesellschaft." So Rosegger. Und was sollen wir zum Black Bottom sagen?

*

* **Das Heiratsalter großer Männer.** Eine Chicagoer Zeitung hat sich der Mühe unterzogen, eine Statistik über das Heiratsalter hervorragender Männer zusammenzustellen. Danach verheiratete Shakespeare sich schon mit 19 Jahren, Manzoni (bekanntlich einer der größten italienischen Dichter) mit 23, Dante und Franklin mit 25, Edmund Burke, Mozart, Kepler und Walter Scott mit 26, Lord Byron, Napoleon, Tycho Brahe und Washington mit 27 Jahren. Rossini heiratete mit 30 und zum zweiten Male mit 54 Jahren. Schiller und Karl Maria von Weber mit 31, Aristophanes mit 36, Lord Wellington mit 37, der Schauspieler Talma mit 30, Luther mit 42, der Naturforscher Buffon mit 55 und Goethe mit 57 Jahren.

Lustige Rundschau



* **Der Amateur.** „Denken Sie sich!" so schildert ein Herr einen aufregenden Vorfall. „Gehe ich da neulich, meinen Kodak unterm Arm, gemütlich am Strande spazieren und spähe nach interessanten Motiven. Etwa hundert Meter von mir, am Ende einer weit ins Meer ragenden Landungsbrücke, steht eine Dame und schaut in die Fluten. Da plötzlich höre ich einen gellenden Schrei. Die Gestalt ist von der Brücke verschwunden. In rasendem Laufe eile ich der Stelle zu. Näher kommend sehe ich einen Kopf aus dem Wasser tauchen, zwei Arme verzweifelt mit dem Element ringen. „Hilfe!" gellt es immer wilder an mein Ohr, mich zu äußerster Anstrengung spornend. Atemlos erreiche ich die Unglücksstelle — und Gott sei dank, es war noch nicht zu spät: das Bild ist famos geworden!"

Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg
Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.